



Separatum aus:

---

## THEMENHEFT 1

*Björn Reich / Christoph Schanze (Hrsg.)*

### *narratio und moralisatio*

Publiziert im Mai 2018.

Die BmE Themenhefte erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Die inhaltliche und editorische Verantwortung für das einzelne Themenheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: [herausgeber@erzaehlforschung.de](mailto:herausgeber@erzaehlforschung.de)  
ISSN 2568-9967

*Zitiervorschlag für diesen Beitrag:*

Kirchhoff, Matthias: Rezeptions(er)zeugnisse. Kautelen für die Interpretation des Verhältnisses von *narratio* und *moralisatio* in mittelalterlichen Verserzählungen, in: Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hrsg.): *narratio und moralisatio*, Oldenburg 2018 (BmE Themenheft 1), S. 183–205 (online).

*Matthias Kirchhoff*

## Rezeptions(er)zeugnisse

### Kautelen für die Interpretation des Verhältnisses von *narratio* und *moralisatio* in mittelalterlichen Verserzählungen

*Abstract.* Das Missverhältnis von Erzählung und moralisierendem Epimythion in mittelhochdeutschen Verserzählungen (oft ›Mären‹ genannt) wurde in der Forschung öfters thematisiert. Der Artikel stellt dar, dass Friktionen zwischen *narratio* und *moralisatio* in diesen Texten nicht allein ein Untersuchungsfeld für Erzählforscher sind, sondern mindestens ebenso philologische, kodikologische und überlieferungsgeschichtliche Komponenten beinhalten, die in bzw. vor einem ersten Interpretationsschritt betrachtet werden sollten. In vier Durchgängen werden anhand verschiedener kurzer Verserzählungen des Spätmittelalters sowie des ›Eulenspiegel‹ Aporien des Verhältnisses von Erzählung und Deutung dargestellt, wobei unter anderem deren faktische Untrennbarkeit deutlich wird.

Blickt man auf die vorliegende Aufsatzsammlung zum Verhältnis von *narratio* und *moralisatio* in mittelalterlichen erzählenden Texten, so liegt es offenbar nahe, dieses Verhältnis auch und gerade anhand kurzer Verserzählungen (›Mären‹) zu behandeln. Insbesondere werden hier (wie auch sonst) öfters deren so genannte ›Epimythien‹ im Verhältnis zum eigentlichen *plot* untersucht; in diesem Band insbesondere bei Michael Schwarzbach-Dobson und Friedrich-Michael Dimpel. Aus letzterem Aufsatz geht wünschenswert deutlich (und mir ein längeres Referat ersparend) hervor, wie viel Druckschwärze in der Vergangenheit bereits darauf verwendet worden ist, die Relation von eigentlicher Kernerzählung und finaler Ausdeutung in den

Blick zu nehmen. Das Untersuchungsfeld – *moralisatio* in ›Mären‹ – mag auch deshalb so reizvoll sein, weil das Verhältnis von lehrhafter Dichtung (und dazu werden die ›Mären‹ durchaus gezählt)<sup>1</sup> und deren Kommentierung im Mittelalter keineswegs durchgehend als diskrepant, mehrsinnig etc. konzipiert war: Bernhard Pabst hat an freilich andersartigen, da nicht-fiktionalen und lateinischen Texten gezeigt, dass man das Verhältnis von Kerntext und Deutung an sich als perfekte Entsprechung wie die eines gut sitzenden Kleides auf einem schönen Körper dachte (vgl. Pabst 2006, vor allem S. 117f.). Im Bereich der mittelalterlichen Verserzählungen scheint hingegen ein anderes, zu mehr Deutungsanstrengung reizendes Verhältnis von Dichtung und Auslegung vorzuliegen. Dimpels Beitrag unternimmt es entsprechend zu fragen, wie man sich von Rezipientenseite die Friktionen zwischen Erzähltem und ›Erzählerstimme‹ einerseits, der Ausdeutung andererseits erklären kann. Dies ist naheliegend, zugleich aber voraussetzungsreich. Immerhin besteht die Gefahr, den Verständnishorizont des Jahrhunderte später agierenden Publikums zu verabsolutieren, mehr aber noch den betrachteten Text. Dimpel operiert ausdrücklich auf der Basis einer kanonischen Textausgabe, Klaus Grubmüllers populärer ›Novellistik des Mittelalters‹ (vgl. Grubmüller 1996, S. 720–737 und 874–897), die beide Beispieltex te ebenfalls zu großen Teilen oder vollständig anderen Editionen entnimmt (vgl. Grubmüller 1996, S. 1269 und 1300f.). Dimpel setzt dabei für die Beispieltex te mindestens implizit eine geschlossene Konzeption an, die unter anderem auch Hanns Fischer, Walter Haug, Rüdiger Schnell oder Victor Millet supponieren (vgl. Fischer <sup>2</sup>1983; Haug 1993, etwa S. 8f.; Schnell 2004; Millet 2000, etwa bei der Verwendung des Begriffs ›Autor‹ auf S. 274f.). Dass dies für eine Textsorte mit einem hohen Faktor von Mündlichkeit und entsprechenden *mouvance*-Vorgängen sowie meist dunkel bleibenden Umständen der Textgenese, -tradierung und -verschriftlichung durchaus optimistisch ist, liegt nahe.

Meine nachfolgenden Darstellungen verstehe ich als Komplement zu den Ausführungen Dimpels – nämlich insofern, als ich mögliche Missrelationen

zwischen Erzählung und Deutungsangebot erst in einem zweiten Schritt als Herausforderung für den Interpreten, zunächst aber stets als »Überlieferungszustand« (Begriff nach Pabst 2006, S. 119) und damit als ein primär textphilologisches und rezeptionshistorisches Phänomen und Problem verstanden wissen möchte. Ich plädiere dafür, so genau wie möglich auf die Überlieferungsverhältnisse eines zu betrachtenden Textes zu schauen, bevor man das (Miss-?)Verhältnis von Erzähltext und Epimythion problematisiert. Um dies zu belegen, werde ich für vier verschiedene Bereiche – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit! – Aporien zu formulieren versuchen. Wenn man diese näher betrachtet, scheint es mir geraten, vor jeder Interpretation einer ›Mären‹-*moralisatio* eine Kautele mitzubedenken: Es könnte sich bei der vorliegenden Verserzählung mit Epimythion womöglich nur um ein wie immer verformtes Rezeptions(er)zeugnis und keineswegs zwingend – und schwerlich belegbar – um ein konsistentes Ganzes handeln, etwa die Konzeption eines Autors.

Um dies auszuführen, werde ich die folgenden Schritte unternehmen: Zunächst soll – erstens – dargestellt werden, dass schwankhafte, im Sinne Walter Haugs (1993) ›sinnlose‹ Erzählungen, wie sie ›Mären‹ öfters sind, in besonderem Maße dazu verführen, *ex post* Sinnaufladungen und moralische Einordnungen vorzunehmen. Dies möchte ich exemplarisch an der Rezeptionsgeschichte des Straßburger Till-Eulenspiegel-Drucks von 1515 ausführen, also des klassischen deutschsprachigen Schwankromans des Mittelalters bzw. der frühen Neuzeit. Besonders geeignet scheint mir ›Till‹ als *tertium*, da die Rezeptionsschritte im Gegensatz zu selbstständigen mittelalterlichen Verserzählungen sehr gut nachvollziehbar, die erzählten Begebenheiten hingegen sehr ähnlich, in Einzelfällen sogar stoffidentisch sind.<sup>2</sup> Da uns die Überlieferungswege der ›Mären‹ bis zur ersten Verschriftlichung verschlossen sind, kann nicht ausgeschlossen werden, dass diesen miteinander verwandten Erzählungen ebenfalls zu jenem frühesten uns greifbaren Zeitpunkt sekundäre Moralisierungen zuteil geworden sind, die wir nun nicht mehr vom uns vorliegenden Text zu trennen vermögen.

Zweitens problematisiere ich, dass es auch sonst oft schwerfällt, Epimythion und Erzähltext sauber zu trennen. Im Anschluss an Nicola Zotz (2014) halte ich es für offenkundig, dass die Kompilation mittelalterlicher Kleinepik *per se* immer ein Akt der Interpretation war, und dass die Einfügung knapper Moralisierungen am Textende hierbei eine gängige Praxis darstellte. Epimythion und paratextuelle Markierung können also ebenso verschwimmen wie Epimythion und Narration – wie ich anhand des Schlusses der Erzählung ›Der Sperber‹ gemäß der Fassung einer Dresdner Handschrift zeigen möchte.

Drittens soll die hohe Varianz und unterschiedliche Tendenz von Epimythien desselben Erzählstoffes in verschiedenen Überlieferungsträgern und Fassungen dargestellt werden, zunächst anhand des ›Herzmäre‹ – Florian Kragls (2016) Ergebnisse referierend – und dann, auf den ersten Blick weniger auffällig, anhand des ›Schneekindes‹ (Fassung A und B).

Zuletzt geht es mir darum, am Beispiel des langen Epimythions des ›Borten‹ Dietrichs von der Glezze zu zeigen, dass ein wissenschaftlicher Konsens über die ›Echtheit‹ und damit Belastbarkeit eines Epimythions ohnehin kaum herzustellen ist, bzw. dass die jeweiligen Positionen in akuter Gefahr stehen, das zu sein, was es nach meinem Dafürhalten unbedingt zu vermeiden gilt: moderne Projektionen auf mittelalterliche Texte.

Ich stelle also sämtlich mehr oder minder Aporetisches dar, das in seiner Summe zu einem umsichtigen, überlieferungsorientierten Blick auf ›Mären‹ und ihre Epimythien in bzw. vor jeder Exegese verleiten sollte.

## 1. *moralisatio ex post*

Der 1515 bei Johann Grüninger erschienene, 95 sog. ›Historien‹ umfassende Druck von ›Ein kurtzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel‹ ist die früheste in größerem Umfang auf uns gekommene Textfassung der schwankhaften Erzählungen von Till Eulenspiegel. Es ist dabei bekannt, dass dieser ohne Autornennung veröffentlichte, seit Peter Honeggers (1973) Forschungen oftmals dem Braunschweiger Zoltschreiber Hermann Bote zugeschriebene

Schwankroman seinerseits Produkt eines umfassenden und lange währenden Prozesses von Übertragungen, Anreicherungen und Zudichtungen und damit ein – so inzwischen Konsens der Forschung – nicht mehr auf lediglich eine Deutungsperspektive zu reduzierendes *mixtum compositum* ist. Honnegger machte anhand von Fragmentfunden deutlich, dass dem auf uns gekommenen Druck des sogenannten ›Volksbuchs‹ von 1515 ein wohl 1510 erschienener, ebenfalls aus Straßburg stammender Eulenspiegeldruck vorausgegangen sein muss. Auch sind – zumal, wenn man die Autorschaft Hermann Botes annimmt – diese frühneuhochdeutschen Straßburger Drucke als Übertragungen aus dem Mittelniederdeutschen zu denken, wie u. a. an der 10. Historie des ›Volksbuchs‹ deutlich wird, in der die nur im Niederdeutschen mögliche Verwechslung von *hennep* und *sennep* die Pointe der Erzählung ausmacht. Dem Vorwort des Druckes von 1515 entnimmt man, dass diese Fassung bereits im Jahre 1500 veranlasst worden sei und darauf ziele, *ein fröhlich Gemüt zu machen in schweren Zeiten*. Ferner sei sie entstanden *mit Zulegung etlicher Fabulen des Pfaff Amis und des Pfaffen von dem Kalenberg* (beide Zitate ›Eulenspiegel‹, S. 8).

Mit den für unser Untersuchungsinteresse relevanten autonomen mittelalterlichen Verserzählungen verbindet den ›Eulenspiegel‹ vielerlei: neben dem Schwankmuster – etwa dem gängigen Schema: Provokation und Replik oder Wortpointen – und dem (vorgeblichen) Ziel der bloßen Unterhaltung (vgl. ›Eulenspiegel‹, S. 7) sind dies Motiv- und Stoffähnlichkeiten bis hin zur Identität (die 79. Historie des ›Eulenspiegel‹-Drucks von 1515 entspricht – wie in Anm. 2 erwähnt – der Handlung der Verserzählung ›Zweierlei Bettzeug‹). Ferner verbindet ›Eulenspiegel‹ und die ›Mären‹ der Bezug auf den Stricker – bekanntlich ist er der Verfasser des genannten ›Pfaffen Amis‹ und auch der erste bekannte ›Mären‹-Autor.

Chronologisch noch wesentlich weiter zurückgreifen lässt uns zum einen ein Vermerk von 1411, der die hohe Beliebtheit von (wohl mündlichen) Eulenspiegel-Erzählungen zu dieser Zeit behauptet (vgl. Tenberg 1996), zum anderen der große Aufwand, mit dem sich der Text bemüht, das Geschehen

zu ›historisieren‹ und damit in ferner Vergangenheit zu konkretisieren. Dies lässt zwar schwerlich den Rückschluss zu, hier belastbare Angaben zu realen Begebenheiten oder Entstehungsumständen der Erzählungen zu erhalten, sehr wohl aber, dass man das Erzählte als Generationen zurückliegende Ereignisse auffasste oder – und sei es nur ironisch gebrochen – als dergestalt ›historisch‹ verstanden wissen wollte. Hierauf weisen neben den Betitelungen der einzelnen Abschnitte als ›Historien‹ u. a. die minutiöse Bezeichnung der Herkunft Eulenspiegels, der Namen beider Eltern und des Sterbeortes und Sterbejahres (Mölln 1350).<sup>3</sup> Das ›Eulenspiegel-Volksbuch‹ konnte (oder gar: sollte?) also schon bei seiner Drucklegung vor gut 500 Jahren als Summe ebenso addierter wie sich überlagernder (Ge-) Schichten aus ca. anderthalb Jahrhunderten erscheinen.

Das ist das eine. Das andere ist, dass der ›Eulenspiegel‹ seither in nicht minder starkem Maße Produkt der Aufladungen seiner fortdauernden Rezeption geworden ist. Für die ersten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg hat dies 1978 Sonja Zöllner dargestellt, und zwar mit einem exemplarischen Blick auf Positionen der Forschung. Dem ›Eulenspiegel‹ von 1515 wurden dabei auffällig differierende Sinn- und Moralangebote zugeschrieben (vgl. Zöllner 1978). Für mein Anliegen noch relevanter sind freilich die Resultate des Aufsatzes ›Leere statt Lehre im Eulenspiegel‹, den Alexander Schwarz 2011 veröffentlicht hat. Schwarz stellt darin überzeugend dar, dass der ›Eulenspiegel‹ sich dadurch auszeichne, Lehrhaftigkeit zu verweigern bzw. zu problematisieren, woran die heutige Linguistik, insbesondere die Sprechakttheorie, anschließen könne. Dies führt Schwarz an verschiedenen ›Eulenspiegel‹-Historien aus, etwa der 41. und 50. Historie, in der Eulenspiegel banale Lehren mitteilt – so, dass die in Rostock versammelten Schneider an das Ende des Fadens einen Knoten machen mögen (Historie 50). Die ›performative‹ und ›konstative‹ Ebene der Mitteilung treten dabei ebenso absurd wie komisch auseinander, so dass die Aussage etwa im Sinne des Sprechakttheoretikers John L. Austin leer (*void*) werde (vgl. Schwarz 2011, vor allem S. 95). Schwarz stellt darüber hinaus dar, dass die Rezeption dieser

Historien, aber auch des ›Eulenspiegel‹ insgesamt, mit dieser Sinnentleerung nicht umgehen konnte. Es lässt sich eine nur wenige chronologische Lücken aufweisende Geschichte von Sinnaufladungen aus 500 Jahren darstellen, in deren Verlauf die Eulenspiegel-Schwänke je verschieden lehrhaft und moralisierend für die jeweiligen Zwecke ge- bzw. missbraucht wurden. Schwarz führt dabei *en detail* auf:

1. die frühen Antwerpener Übersetzungen ins Niederländische, Englische und Französische und ihre Akzentverschiebungen gegenüber den Erstdrucken,
2. die Ausgaben im Rahmen von Reformationen und (vor allem in Flandern) Gegenreformation und ihre Verwandlung von Schwank in Satire,
3. der Umgang der Aufklärung mit den auf den ersten Blick wenig aufklärerischen Eulenspiegeleien,
4. die Volksbücher des 18./19. Jahrhunderts und ihre Entdeckung und Umformung durch die Romantiker,
5. Charles de Coster und die politische Rezeption seines Romans,
6. Eulenspiegel als Kinderbuchheld. (Schwarz 2011, S. 93)

Aus heutiger Sicht ließen sich ohne weiteres die Musealisierung, aber auch Komisierung und nicht zuletzt die breite Verwendung als Lehrstoff in Schulbüchern vor allem für Unterstufenschüler nennen (vgl. zur Musealisierung Heinrich 2014, zur Didaktisierung exemplarisch Karg 1998). Gewiss sind dies oft deutlich andersartige sekundäre Aufladungen und Moralisationen als die in ›Mären‹-Epimythien befindlichen, aber doch Zugaben, Deutungsperspektiven und Wertungen einer jeden Zeit.

Die ›leeren‹ Geschichten Eulenspiegels sind also zumindest seit ihrer ersten greifbaren Verschriftlichung fortdauernd Gegenstand von ›lehrhaften‹ Zugaben gewesen. Diese zu- und abnehmende, jedenfalls wechselhafte Moralisierung können wir freilich nur nachvollziehen, weil die Historien von Till Eulenspiegel seit dem späten Mittelalter durchgängig produktiv rezipiert und denkbar günstig überliefert wurden. Wie es sich in der Zeit vor 1515 verhalten haben mag, in der Eulenspiegel-Erzählungen nachweislich über Generationen kursierten, lässt sich nicht greifen.

Man wird daher vorsichtig sein müssen, in den auf uns gekommenen, verschriftlichten Verserzählungen des Spätmittelalters ebenso notwendig

Endprodukte einer fortdauernd moralisierenden Rezeption zu sehen, wie es die ›Eulenspiegel‹-Adaptationen offenkundig sind. Umgekehrt sind die Ähnlichkeiten der Eulenspiegel-Historien mit vielen autonomen Verserzählungen auf verschiedenen Ebenen, insbesondere in ihrer von Schwarz bezeichneten »Leere«, derart sinnvoll vergleichbar, dass man damit rechnen sollte, dass solche lebhaften Sinn-Andichtungen eben doch stattgefunden haben könnten. Jedenfalls, so scheint mir, gibt es die fundierte Denkmöglichkeit, dass die Epimythien versifizierter Erzählungen Produkte ähnlicher Lehranlagerungsprozesse gewesen sein mögen, wie wir sie beim späteren ›Eulenspiegel‹ erkennen. Die prekäre Überlieferungslage der mittelhochdeutschen Versnovellen lässt uns dabei keine Chance, diese Option zu ver- oder falsifizieren. Dies alles gilt es bei Interpretationen der Reibungen von *narratio* und *moralisatio* in Epimythien von ›Mären‹ zumindest mitzudenken.

## 2. Unfeste Grenzen von *narratio* und *moralisatio*

Nicola Zotz hat 2014 in einem programmatisch betitelten Aufsatz namens ›Sammeln als Interpretieren‹ anhand zweier für die Überlieferung mittelalterlicher Verserzählungen prominenter Handschriften veranschaulicht, in welcher Weise die Erstellung kompilierender Handschriften diese Texte ordnet, interpretiert und auch im Textbestand ändert. Für die Zielstellung dieses Aufsatzes sind besonders Beobachtungen am 1393 entstandenen Cod. 2885 der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien relevant, einer Handschrift, die in der Forschung mit *w* abgekürzt wird (die Schwesterhandschrift im Innsbrucker Ferdinandeum, Cod. FB 32001, bekannt als *i*, wurde von Zotz vor allem hinsichtlich ihres Bildprogramms in den Blick genommen). Die Redaktoren und/oder Schreiber von *w* fügten den von ihnen gesammelten Erzählungen fast durchgängig kurze, systematisierende Überschriften und Nachschriften hinzu. Während jedoch in *w* die Überschriften in roter Farbe optisch klar vom eigentlichen Erzähltext abgesetzt werden, gehen die meist knappen, öfters moralisierenden Schlussverse

dem Augenschein nach in den Grundstock der jeweiligen Erzählung über: »Im Unterschied zu den Überschriften ist es nicht die Layout-Gestaltung dieser Explicit-Reimpaare, welche die Einheitlichkeit herstellt [...], sondern ihre stereotype Formulierung. Dementsprechend kann man hier noch deutlicher den Gestaltungswillen des Schreibers feststellen, denn die Schlussverse sind offensichtlich für diese Hs. [...] hinzugedichtet worden« (Zotz 2014, S. 354). Hierbei beobachtet Zotz, dass die angefügten Deutungen der in Interpretationen plausibilisierbaren ›Moral‹ des jeweiligen Erzähltexts entsprechen. Exemplarisch nenne ich die Erzählung vom ›Sperber‹, bei der eine junge, unerfahrene Nonne von einem Ritter als Gegengabe für einen Sperber zur Minne im Baumgarten verleitet wird. Nachdem ihr dies ebenso Freude wie später Ärger durch ihre Oberin eingetragen hat, vollzieht die Nonne den Rücktausch der gehandelten Güter. Der Schreiber oder Redaktor kommentiert nun: *Daz gut mer hat ein ende / Got uns sogtan kawflawt sende* (Zotz 2014, S. 356). Es wird also – ein Stück weit aus der Perspektive der Nonne – die positive Konnotation von Sexualität, die in der Erzählung vorherrscht, durch den Kommentar bestätigt, obwohl sie zumindest für die Nonne eigentlich unzulässig und sündig ist. Zotz beobachtet nun, dass »bei den stärker moralisch ausgerichteten Stücken« auch aufwendiger moralisierende Deutungen, vor allem Gebete, angefügt werden, und insbesondere, dass diese Zusätze häufiger an die Stelle von Epimythien treten: »Für die Mären bedeutet das, dass sie in dieser Hs. kein moralisierendes Epimythion mehr brauchen«. Insgesamt werden in der Handschrift w laut Zotz die jeweiligen Texte »jeder für sich gedeutet, und zwar durch denjenigen, der sie zusammenstellt« (alle Zitate Zotz 2014, S. 356). Erkennbar ist dieser Eingriff bei den abschließenden Versen nicht mehr, Erzähltext und Kommentar mögen also für den Leser oder auch einen folgenden Abschreiber als Einheit erschienen, entsprechend forttradiert und an die Stelle bisheriger Textschlüsse getreten sein. Dies näher nachzuvollziehen ist aufgrund der Überlieferungssituation mittelalterlicher Versnovellistik unmöglich, die

mündliche Tradition bleibt uns vollständig, die Überlieferung als Einzeltexte in Faszikeln weitestgehend verschlossen und auch die uns vorliegenden Sammelhandschriften bilden wohl schwerlich mehr als einen Bruchteil des Ursprünglichen ab. Wir müssen also aufgrund der glücklichen Beobachtungssituation anhand des Wiener Cod. 2885 zumindest damit rechnen, dass es bei Epimythien bzw. Explicit-Versen eine sehr muntere Zufügungs- und Lösungspraxis gab, die eine Trennbarkeit von Erzähltext und Schlusskommentar so wenig selbstverständlich annehmen lässt wie die Kohärenz beider Teile oder eine nähere Beschäftigung des Redaktors bzw. Schreibers mit dem Text.

Lässt sich dies anhand des Aufsatzes von Zotz einerseits im mehr oder minder Mikroskopischen betrachten, nämlich meist im Rahmen eines Verspaares, so möchte ich ein Beispiel anfügen, das die oben bezeichnete Mechanik – sekundäre Zufügung tritt an die Stelle eines Epimythions – auch für einen etwas größeren Textabschnitt plausibilisiert. Wiederum geht es um den ›Sperber‹. Dieser kann mit elf Überlieferungsträgern als außergewöhnlich breit tradiertes und in seiner Zeit wohl überdurchschnittlich erfolgreiches ›Märe‹ gelten. Eine trotz dieser recht vielen Textzeugen verlässliche Textfassung nach dem Leithandschriftenprinzip herzustellen, fällt aufgrund der insgesamt nicht allzu gravierenden Abweichungen in den einzelnen Handschriften eher leicht;<sup>4</sup> entsprechend kann das etwa in Grubmüllers oben genannter Ausgabe ›Novellistik des Mittelalters‹ von 1996 zu findende, die letzten 14 der insgesamt 370 Verse umfassende Epimythion zumindest als weitverbreitet gelten und vielleicht sogar als ursprünglich angenommen werden. Es schließt direkt an die zweite Rede der Oberin an, die angesichts der Naivität der jungen Nonne resigniert. Die Moral des Epimythions ist unkompliziert und lakonisch, der Kommentar balanciert bzw. moderiert in gewissem Sinne zwischen Be- und Entschuldigung der Nonne: Wer das Feuer wahrnimmt, soll sich davor hüten, wer aber dadurch geschädigt wird, möge sich damit abfinden oder sich halt besser vorsehen.

Der Redaktor oder Schreiber der 1447 – und damit weit über einhundert Jahre nach der Leithandschrift H – entstandenen Handschrift d (Dresden, SLUB, M 68) mochte sich mit dieser Wendung offenbar nicht abfinden: Er lässt – noch in der *narratio* – die Oberin ihren Schützling heftig schelten. Die junge Nonne beweist Einsicht und schwört Besserung, woraufhin ihr vergeben wird. Es ging hier also offenbar darum, am Ende der reizvollen Erzählung vom ›Sperber‹ die etablierte Ordnung im Kloster obsiegen zu lassen und den Text damit moralisch zu entschärfen. Das Epimythion schrumpft danach auf lediglich zwei Verse nach Art der von Zotz beschriebenen Explicits aus w: *Vnd das ist uon dem sperber. / Got helff vns auß aller swär.*<sup>5</sup> Geht man einmal davon aus, dass das zuvor üppig überlieferte Epimythion vom Schaden durch Feuer auch dem Bearbeiter von d nicht unbekannt war, so wanderte die konträre *moralisatio* aus d in den *narratio*-Teil, sie trat dabei an die Stelle und erfüllte die Funktion des Epimythions. Eine Trennung von Erzählteil und Kommentar ist hier bei deutlich größerem Versumfang so wenig möglich wie auf der von Nicola Zotz beschriebenen Mikroebene. Die Grenzen von Erzähltext und Kommentar, *narratio* und *moralisatio*, sind also öfters fließend, und nur im glücklichen Überlieferungsfall wird man mit näherem Blick auf alle verfügbaren Textzeugen einigermaßen verlässlich klären können, wie es diesbezüglich um die jeweils zu interpretierende Erzählung steht.

### 3. Varianz in Epimythien desselben Erzählstoffes

Liegt es also nach den bisherigen Ausführungen nahe, Epimythien mittelalterlicher Verserzählungen als bevorzugte Orte oftmals nicht-ursprünglicher Moralaufloadungen anzunehmen (vgl. Abschnitt 1) und deren latente Nicht-Abgrenzbarkeit vom Erzähltext zu konstatieren (vgl. Abschnitt 2), so möchte ich in einem nächsten Schritt deren hohe Varianz mit in den Blick nehmen. Diese kann sich einmal mehr, dann auch weniger augenfällig darstellen. Aufgrund der Überlieferungslage wird man ohnehin kaum einmal abschließende Aussagen darüber treffen können, welche unterschiedlichen

Aufladungen ›Mären‹ in der Breite ihrer Überlieferung erfahren haben. Dass mit einer erheblichen Varianz zu rechnen ist, gilt es jeweils mitzubedenken: Dies hat Florian Kragl am Epilog des ein Dutzend Male – und damit erfreulich häufig und lang – überlieferten ›Herzmäre‹ dargestellt, einer im späten Mittelalter offenbar erfolgreichen und noch heute prominenten mittelhochdeutschen Verserzählung. Kragl interessiert dabei mit methodischem Fokus (und daher exemplarisch) die Frage nach der Festigkeit von ihm so genannter »unsichtbarer« Paratexte; mithin solcher, die nicht »schon durch die Schrift- und Seitengestaltung sofort als solche zu erkennen sind« (beide Zitate Kragl 2016, S. 419). Konkret fragt er nach dem Autor des ›Herzmäre‹, das bis in mediävistische Einführungsseminare hinein unproblematisiert Konrad von Würzburg zugeschrieben wird. Kragl führt detailliert und plausibel aus, dass diese Verfasserschaft Konrads letztlich eine bloße editorische Setzung sei, die an geringen, dazu späten Teilen der Überlieferung Halt finde, während ihr andere Überlieferungsstränge widersprächen. Letztlich ließen sich aus der Gesamtheit der Überlieferung drei verschiedene, sehr deutlich differente und dabei qualitativ letztlich nicht hierarchisierbare Versionen herstellen: »Aus diesen drei Fassungen einen kritischen Text zu konstruieren, ist nur qua Divinatorik möglich. Die drei Fassungen haben je etwas für und gegen sich« (Kragl 2016, S. 423). Die überlieferten Epiloge des ›Herzmäre‹ erscheinen daher mit Kragl als schwerlich zu harmonisierende Resultate von Adaptations- und Transformationsprozessen: »Es ist nicht leicht zu sagen, ob diese ›unsichtbaren‹ Paratexte editorischer oder auktorialer Natur sind. Die verschiedenen Lesarten, wie sie in den Epilogen konserviert sind, dürften zumindest zu größeren Teilen auf das Konto von Redaktoren bzw. Schreibern gehen, die den Text [...] anscheinend immer neu beleuchtet sehen wollten« (Kragl 2016, S. 424). Moderne Editoren haben offenbar einen nicht geringen weiteren Teil zur Verunklärung des Bestehenden durch die Herstellung einer scheinbar eindeutigen Textfassung beigetragen, die tatsächlich eine dubiose Priorisierung von Überlieferungszeugen ist, um ein erwünschtes Resultat – die Autorschaft Konrads –

behaupten zu können. Mir scheint aus Kragls Ausführungen ableitbar, dass wer immer sich mit literaturwissenschaftlicher Fragestellung dem Epilog des ›Herzmäre‹ nähert, vor Augen haben muss, in besonders eklatantem Maße mit multiplen wie inkompatiblen Konstrukten zu argumentieren. Der Interpret steht dann auf einer unfesten Textbasis und läuft Gefahr, (ungewollt?) eklektizistisch vorzugehen, wann immer er oder sie einen Text als den Epilog des ›Herzmäre‹ betrachtete – ein Ergebnis, das wohl generell stärker für ›Mären‹-Nachworte als für Epiloge mehrfach überlieferter Texte mit geringerer mündlicher Tradition gilt.

Nun müssen die Überlieferungsverhältnisse der Epiloge bzw. Epimythien mittelalterlicher Verserzählungen nicht immer so eklatant variant (oder auch so gut greifbar) sein wie von Kragl beschrieben. Ich möchte mit einem anderen Beispiel dennoch – oder gerade deshalb – veranschaulichen, dass in scheinbar deutlich geringeren Abweichungen, die in Epimythien stoffgleicher Erzählungen vorkommen, sehr wohl essentielle Differenzen enthalten sein können. Im konkreten Beispiel, dem ›Schneekind‹ in den Fassungen A und B,<sup>6</sup> sind sie Konsequenzen unterschiedlicher Akzentuierungen des Erzählteils; auch hier sind *narratio* und *moralisatio* also nicht sauber zu trennen.

Vor kurzem habe ich es zusammen mit Nora Echelmeyer unternommen darzustellen, dass die Fassung B der Erzählung vom ›Schneekind‹ als Produkt eines in den verschiedenen Überlieferungsträgern von A sukzessive greifbaren, zumindest partiellen Umwertungsprozesses zu deuten ist (vgl. Echelmeyer/Kirchhoff 2016). Dabei wird die Schuld der Frau angesichts der grausamen Rache ihres Ehemannes wesentlich anders perspektiviert. So erscheint in der B-Fassung zum Beispiel der Mann als Lügner, und das Leiden der Frau wird betont, während in der ältesten Handschrift von A die Replik des Mannes auf die Lüge der Frau souverän, angemessen und witzig wirkt.

Beide Epimythien setzen nun die unterschiedlichen Tendenzen der Erzählteile fort. In B liest man nicht von *list* und *list*, die Mann und Frau

gegeneinander wenden (V. 86), sondern von *lüg* und *lüg* (V. 90).<sup>7</sup> B bewertet so die Handlung des Mannes negativer, die Rezipienten-Sympathie für ihn geht weitgehend verloren. Beide Male verbleiben die Epimythien übrigens im semantischen Rahmen von *fraus* (»Betrug, Täuschung«), die in der mutmaßlichen lateinischen Vorlage, dem ›Modus Liebinc‹, in der abschließenden *moralisatio* zu finden ist: *Sic fraus fraudem vicerat* (V. 48: »So wurde Betrug durch Betrug besiegt«). Dagegen fehlt in B die misogynie Tendenz aus der A-Fassung: In deren ältester Handschrift W wird das betrügerische Wesen der Frau ebenso betont wie ihre *charcheit* (V. 88), die bereits oben erwähnten Handschriften w und i der A-Fassung heben das emotionale Leiden des Mannes hervor (V. 88). So wie es in der *narratio* der B-Fassung darauf ankam, das Skandalon der raffinierten, aber doch allzu grausamen Rache des Mannes umzuwerten, so lässt sich dasselbe Anliegen in direkter Fortsetzung an der *moralisatio* beobachten. Beide Teile sind, wenngleich klar separierbar, durch ihre jeweilige Tendenz verknüpft; die Differenzen zwischen den Fassungen beider Epimythien sind trotz ähnlichen Umfangs, verwandter Kernbegriffe und durchaus ähnlicher Aussage (das Abwarten der rechten Gelegenheit erscheint als Tugend) auf den zweiten Blick deutlich different.

Es mag also, im Vergleich zur spektakulären Varianz im ›Herzmäre‹, die Kragl vor Augen geführt hat, auch auf engerem Raum und bei weniger breiter Überlieferung vorkommen, dass sich in Epimythien Differenzen ergeben, die mit dem Blick auf nur eine Stofffassung oder eine privilegierte Leithandschrift nicht wahrgenommen werden können – Unterschiede, die als Ausdruck nicht hierarchisierbarer Deutungsperspektiven ein Recht haben, nicht ignoriert zu werden.

#### 4. Echtheits-Setzungen

Der wohl in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Verserzählung ›Der Borte‹ Dietrichs von der Glezze ist vor allem in der jüngeren

Forschung recht große Aufmerksamkeit zuteil geworden. Dies liegt insbesondere darin begründet, dass im ›Borten‹ – stärker als in jedem anderen mittelhochdeutschen Gedicht – Homosexualität thematisiert wird (vgl. etwa Ragotzky 1999; Kraß 2003; Blum 1998). Die Geschichte ist dabei, knapp gefasst,<sup>8</sup> die Folgende: Die schöne Frau des Ritters Konrad lässt sich in dessen Anwesenheit auf das Werben eines anderen Ritters ein, nachdem dieser ihr eine Menge wertvoller Gaben geboten hat, darunter einen enorme Kräfte verleihenden Gürtel. Als Konrad von diesem Ehebruch hört, verlässt er seine Frau, um sich ganz Ritterturnieren zu widmen. Um ihn wiederzugewinnen, verkleidet sich die Frau nach zwei Jahren als ›Ritter Heinrich‹ und gewinnt mit Hilfe vor allem des Gürtels Turniere, so dass Konrad sie schließlich bittet, ihm ihre wertvollen und siebringenden Gegenstände zu überlassen. Sie willigt unter der Bedingung ein, dass er sich auf ein Liebesabenteuer mit ihr (bzw. ›ihm‹) einlässt – dabei sind ihre Aussagen doppeldeutig: Für das Publikum, das die wahre Identität ›Heinrichs‹ kennt, sind sie im heteronormen Sinne ganz unverfänglich, aus Sicht Konrads lässt er sich hingegen auf ein Angebot zu homosexuellen Handlungen ein, und damit aus damaliger Sicht auf eine Todsünde. Als die Frau unmittelbar vor dem Vollzug des Verabredeten ihre wahre Identität enthüllt, stimmen beide überein, dass Konrads Vergehen viel schlimmer gewesen sei als das der Frau, und er kehrt zu ihr zurück.

Wenig betrachtet wurde im Vergleich zu diesen Handlungssequenzen das Epimythion des ›Borten‹, dessen Authentizität nicht unumstritten ist. Von der Überlieferungssituation her betrachtet, beinhalten die beiden ältesten Handschriften, die verschwesterten Hauptzeugen für mittelhochdeutsche Vernovellistik H und K,<sup>9</sup> das lange Epimythion wie auch das Promythion, während beide Passagen im über einhundert Jahre jüngeren Cpg 4 der Universitätsbibliothek Heidelberg fehlen.<sup>10</sup> Neben den kodikologischen gibt es nach meinem Dafürhalten auch inhaltlich gute Begründungen, die ursprüngliche Zusammengehörigkeit beider Abschnitte mit der Kernerzählung anzunehmen, wie ich es darzulegen versucht habe (vgl. Kirchhoff 2013).

Zum moralischen Grenzgang, den das Thema Homosexualität in dieser Zeit bedeutete, würde der offenkundige Versuch passen, die Moralität aller Beteiligten herauszustellen (sei es ironisch oder als Alibi). Entsprechend wird im Promythion die angebliche Tugend des Publikums (V. 2 und 7) wie der Erzählung *per se* (V. 3) ebenso betont wie die ethische Makellosigkeit des Verfassers und Auftraggebers, der Frauen und der heterosexuellen Liebe. Die Behauptung, *niman siner tugent engalt* (V. 10)<sup>11</sup> ist zugleich defensiv und selbstbewusst, exkulpierend wie Spannung erzeugend lesbar. Ebenso betont das Epimythion (V. 827–888), für höfische Menschen gedichtet zu sein (V. 829), und zwar durch Dietrich und seinen Auftraggeber Wilhelm von Weidenau, die stets sittsam und damit explizit heterosexuell ausgerichtet gewesen seien (V. 827–829, 836–839 und 879–882). Es passte, so argumentier(t)e ich, gut zur suggestiven Sprechweise Dietrichs über Homosexualität, wenn der ›Borte‹ anfangs und am Ende in ebensolcher Manier die Sittlichkeit von Stoff und Verfassern überbetonte.

Es geht mir bei diesem Referat darum, dass ich mit dieser Perspektive, die die Echtheit des Epimythions verfiicht, nicht minder Kind meiner Zeit mit ihrem starken Fokus auf dem *queer*-Inhalt bin als Hanns Fischer und Dietrich von Kralik, die aus anderer Perspektive zu früherer Zeit die ›Echtheit‹ der Paratexte angefochten haben.

Im Falle des programmatisch betitelten Aufsatzes ›Der Borte Dietrichs von der Glezze in ursprünglicher Gestalt‹, den von Kralik 1923 veröffentlichte, darf man davon ausgehen, dass es die Abscheu des Verfassers gegenüber dem auffällig unverblühten, in den 1920er Jahren weitgehend tabuisierten Thema der Homosexualität war, die von Kralik zur Annahme bewog, es handle sich bei den Paratexten um spätere Zusätze. Vor ebenfalls angeführten metrischen und stilistischen Argumenten sind es explizit moralische Kriterien, die von Kralik einen Ur-›Borten‹ annehmen lassen, dessen Gestalt er wiederherstellen will. Von Kralik versucht minutiös, die angeblichen Zutaten eines Redaktors namens *Punzinger* – dessen durchaus anzüglicher

Name im Epimythion in V. 886 angeführt wird – zu reinigen, »der in stümperhafter und tendenziöser weise die dichtung dietrichs vergewaltigt« (von Kralik 1923, S. 154) habe. Man entnimmt der Formulierung nicht allein die Empörung von Kraliks über den ›unsittlichen‹ Gehalt der Erzählung, die er durch die Annahme eines Redaktors zu ›retten‹ sucht; von Kralik muss bei diesem Versuch notwendig davon ausgehen, dass das Epimythion eine spätere Zutat sei, denn er benötigt für sein Konstrukt ja den darin genannten Punzinger als Sündenbock für das von ihm Verabscheute. Mag dies stimmen oder nicht, so argumentiert von Kralik jedenfalls auf anderer Ebene und mit anderem, inkompatiblen Blickwinkel, als es meine oben genannte Zuschreibung des Epimythions an Dietrich von der Glezze tut.

Hanns Fischer kam 1968 mit anderem Bezug zum identischen Urteil, Pro- und Epimythion des ›Borten‹ seien »jedenfalls sekundär« gebildet (Fischer 1983, S. 199). Gegenüber von Kraliks Ergebnissen distanzierte Fischer sich, indem er schrieb, dessen These eines Redaktors mit Namen Punzinger habe »mit Recht keine Zustimmung gefunden« (Fischer 1983, S. 199). Leitend für Fischer waren Beobachtungen zur Überlieferung und Reimgestaltung der Paratexte. Erstaunlicherweise hielt er den – wie erwähnt – sehr viel jünger überlieferten Zustand ohne Pro- und Epimythion für die »öffentliche Normalfassung« und diejenige aus den älteren Handschriften H und K für das »Dedikationsexemplar« (Fischer 1983, S. 199). Dass in diesem ein anderer Dichter am Werke gewesen sei, geht mit Fischer »unter anderem« (Fischer 1983, S.199)<sup>12</sup> aus der achtfachen Folge von Reimen auf *-în* (V. 871–879) hervor, die im Text sonst beispiellos sei. Dies hinderte Fischer übrigens nicht, das aus seiner Sicht nicht-originale Epimythion seinem Regest des ›Borten‹ anzufügen (vgl. Anm. 10).

Hanns Fischers Argumentation gälte heute als gewagt und mitunter wohl auch naiv. Sie geht wie bei Dietrich von Kralik von einem festen Text eines Dichters aus, in dem ungewöhnliche Stilelemente für die Autorschaft eines anderen Verfassers sprechen. Fischer ist für die Festigung dieser Annahme bereit, eine jüngere Handschrift gegenüber zweier älterer, durchaus

verlässlicher zu priorisieren. Zugrunde liegt also jeweils ein größerer Glaubensmut, von Forscherseite aufgrund stilistischer und ästhetischer Beobachtungen und Wertungen Verfasserschaft zu- oder abzuerkennen, als größte Teile der Altgermanistik dies heute zu vollziehen bereit sind.

Worauf es mir ankommt, ist zu zeigen, dass die Ebenen und Argumente zur Authentifizierung unter anderem von Epimythien zu verschiedenen Zeiten nicht nur unterschiedlich, sondern offenkundig auf verschiedenen Ebenen liegend und komplett inkompatibel sind, und dass Paradigmen der jeweiligen Entstehungszeit dafür verantwortlich zeichnen. Entsprechend ist hinsichtlich der Verständigung über die Authentizität solcher Paratexte in Bezug auf den Grundstock – sofern dieser denn ein fester Block sein mag – zumindest skeptische Vorsicht angebracht, sowohl hinsichtlich der Anschlussfähigkeit vergangener wie zukünftiger Forschungsergebnisse.

Moralisierungen sind etwas höchst Lebendiges, sich nicht nur Fort-, sondern offenbar auch mit den jeweiligen Texten Mitschreibendes. Dies gilt nicht allein, wie zuletzt dargestellt, für die Deutung früherer *narratio* und *moralisatio* durch viele Generationen später lebende Interpreten. Großflächiger noch gilt es für die Rezeption und Adaptation der Handlungsinhalte und in signifikanter Weise bereits für die Überlieferung der in diesem Aufsatz vorrangig interessierenden Verserzählungen des späten Mittelalters. Der Versuch, Erzählung und Epimythion, Fabel und Kommentar zunächst auseinander- und danach nebeneinanderzuhalten, ist mit erheblichen prinzipiellen Problemen verbunden, die ich vorrangig im Bereich der Philologie und Kodikologie sehe. Nicht, bevor man dieser Gegebenheiten eingedenk ist, wird man nach meinem Dafürhalten *lege artis* Epimythien eines ›Märe‹ betrachten und mit der Kernerzählung in Beziehung setzen können.

## Anmerkungen

- 1 Dies tritt vor allem in der nach wie vor viel gelesenen und entsprechend einflussreichen Dissertation Hans-Joachim Zieglers hervor (Ziegeler 1985). Die Arbeit wurde unter der programmatischen Überschrift ›Erkenntnis und Identifikation‹ eingereicht, der zweite Teil der Arbeit trägt ebenfalls diesen Titel.
- 2 So entspricht das von Fischer 1983 katalogisierte ›Märe‹ mit dem Titel ›Zweierlei Bettzeug‹ der 79. Historie des Eulenspiegel-Buchs von 1515.
- 3 Die Historien 90 bis 95 schildern den Aufenthalt Eulenspiegels in Mölln bis zu seinem Tode dort, Historie 96 ist nur noch eine Bild-Text-Darstellung seines Epitaphs. In Historie 95 findet sich die Datierung des Steins: *Anno M.CCC.L Jar* (vgl. ›Eulenspiegel‹, S. 256f.).
- 4 Eine von mir bereits 2010 nach diesem Prinzip erstellte Neuedition des ›Sperbers‹ wird wohl 2018 im Rahmen der Veröffentlichung des DFG-geförderten Projekts ›Edition und Kommentierung der deutschen Versnovellistik des 13. und 14. Jahrhunderts‹ (Köln/Tübingen) erscheinen.
- 5 Zitiert nach der oben genannten, noch unveröffentlichten Köln-Tübinger Edition. Das online verfügbare [Digitalisat](#) ist nur schwer lesbar.
- 6 Die Regesten bei Fischer 1968, S. 438f., zu ›Das Schneekind‹ A und B lauten für A: »Ein Kaufmann begibt sich auf eine weite Handelsreise. Als er aber am Ende des vierten Jahres zurückkehrt, empfängt ihn seine Frau mit einem Kind an der Hand. Sie behauptet, sie habe während seiner Abwesenheit einmal aus lauter Sehnsucht im Garten etwas Schnee in den Mund genommen und davon das Kind empfangen. Ihr Gatte gibt sich mit dieser Erklärung scheinbar zufrieden und läßt den Knaben aufs sorgfältigste erziehen, bis er ihn eines Tages mit auf eine Handelsreise nimmt. In einem fernen Land kann er den Bastard für dreihundert Mark, das Doppelte seiner Aufwendungen, an einen reichen Händler verkaufen. Heimgekehrt, erklärt er seiner Frau, das Schneekind sei im Sturm auf dem Meere naß geworden und zerlaufen. Da aber das Wasser in Jahresfrist stets an seinen Ursprung zurückkehre, so werde das zergangene Schneekind, falls sie die Wahrheit gesprochen habe, auch in sie zurückkehren. – Epimythion: Ein Mann, der Frauenlist mit einer zweiten List begegnet und den zugefügten Schaden wieder gutmacht, beweist große Klugheit.« Für ›Das Schneekind‹ B liest man bloß: »Gegenüber der Version A [...] wird das Schneekind an einen Heiden verkauft, und der Mann gibt vor, es sei im heißen Wüstensand Ägyptens zerschmolzen.«
- 7 Die Verszählung folgt der für die beiden jeweils neunzig Verse umfassenden Texte gängigen, wie man sie etwa in Grubmüller 1996 findet. Auch die einzelnen angeführten Begriffe entnehme ich dieser Edition.

- 8 Das ausführliche Regest Hanns Fischers (1968, S. 395) füge ich nachfolgend an; zum einen als quasi-kanonische, wesentliche ausführlichere Darstellung, zum anderen aber, da sie Fischers paradoxe Position belegt, die Echtheit des Epimythions zu bestreiten, es aber dennoch in das Regest eines scheinbar festen Textes aufzunehmen: »Promythion: Das Gedicht heißt ›Der Gürtel‹, man soll es nur vor einem höfischen Publikum lesen. – Konrad, ein stolzer Ritter aus Schwaben, hat die schönste Frau zur Gattin. Eines Tages, während er zu einem nahen Turnier reitet, lustwandelt sie im Garten und begegnet einem fremden Ritter, der in Liebe zu ihr entbrennt. Sein Werben hat Erfolg, als er der Dame zum Entgelt für ihre Gunst Habicht, Windhunde, Ross und vor allem einen herrlichen Gürtel verheißt, der die Kraft hat, seinem Träger überall den Sieg zu verleihen. Ein Knecht belauscht das Liebespaar und entdeckt dem heimkehrenden Herrn die Treulosigkeit seiner Gattin. Dieser kehrt auf der Stelle um und begibt sich nach Brabant. Als die Frau zwei Jahre vergeblich auf ihn gewartet hat, verkleidet sie sich als Ritter und zieht mit Ross, Habicht, Windhunden und ihrem Wundergürtel an den Hof des Herzogs von Brabant, wo sie sich als Heinrich von Schwaben ausgibt. Bei einer Jagd zeichnen sich ihre Tiere besonders aus, und der Herzog versucht vergeblich, sie ihr abzukaufen. Danach gelingt ihr ein Turniersieg über einen bis dahin unbesiegten Engländer. Konrad und ›Heinrich‹ begleiten den Herzog auf eine Heerfahrt. Auf einem Kundschaftsritt bittet Konrad seinen Gefährten, ihm Windhunde, Habicht oder Ross zu schenken. Heinrich sagt ihm Habicht und Hunde zu, wenn er ihm, der er nur Männer liebe, zu Willen sei. Konrad geht widerstrebend darauf ein. Da gibt sich ›Heinrich‹ als seine Frau zu erkennen und tadelt ihn, dass er sich um eines so kleinen Gewinnes willen mit unnatürlicher Liebe versündigen wolle, während sie in ihrem Bestreben, ihm den siegespendenden Gürtel zu erwerben, nur etwas Menschliches getan habe. Konrad bittet um Verzeihung, sie schenkt ihm die begehrten Gaben, und beide kehren nach Schwaben zurück. – Epimythion: Dietrich von der Glezze hat die Dichtung gedichtet. Er rät allen Männern, die Frauen zu ehren. Wilhelm von Weidenau hat ihn beauftragt; dem Punzinger möge eine geliebte Frau ihren Trost senden.«
- 9 Zur Überlieferungssituation des ›Borten‹ vgl. [hier](#), zu den konkreten Handschriften [hier](#) und [hier](#). Die Handschriften H (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 341) und K (Cologne-Genf, Bibl. Bodmeriana, Cod. Bodm. 72) sind die wohl prominentesten Überlieferungsträger für mittelhochdeutsche Versnovellistik und stammen aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts.
- 10 Zur Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 4 aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vgl. [hier](#).

- 11 Zitiert nach der von Anne Kirchhoff und mir für das oben erwähnte Editionsprojekt ›Neuedition und Kommentierung der deutschen Versnovellistik des 13. und 14. Jahrhunderts‹ (Köln/Tübingen) erarbeiteten Edition, die wohl 2018 publiziert wird.
- 12 Auf welche anderen Gründe Fischer hier Bezug nimmt bzw. hinweist, bleibt offen.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel, hrsg. von Wolfgang Lindow, Stuttgart 2015. Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übersetzt und kommentiert von Klaus Grubmüller, Frankfurt a. M. 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23/Bibliothek deutscher Klassiker 138).

### Sekundärliteratur

Blum, Martin: Queer Desires and the Middle High German Comic Tale. Dietrich von der Glezze's ›Der Borte‹, in: Lorey, Christopher/Plews John L. (Hrsg.): Queering the Canon. Defying Sights in German Literature and Culture, Columbia 1998, S. 106–125.

Ehlemeyer, Nora/Kirchhoff, Matthias: *list, lüg und snöder reichum*. Zum Wandel der Schuldbewertung im ›Schneekind‹ A und B, in: ZfdA 145 (2016), S. 343–356.

Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung, Tübingen <sup>2</sup>1983.

Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Ders./Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993 (Fortuna vitrea 8), S. 1–36.

Heinrich, Vera [u. a.]: Eulenspiegel ausstellen als Mittelalter-Rezeption, in: Bennewitz, Ingrid/Ohlendorf, Wiebke (Hrsg.): Von Heiligen, Ritter und Narren. Festschrift Hans-Joachim Behr, Wiesbaden 2014, S. 177–189.

Honegger, Peter: ›Ulenspiegel‹. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage, Neumünster 1973 (Verein für Niederdeutsche Sprachforschung 8).

Karg, Ina: Der Bösewicht im Klassenzimmer. Diskursumbau und Sprachhandeln – eine Perspektive für den ›handlungsorientierten Literaturunterricht‹, in: Deutschunterricht 51/1 (1998), S. 27–36.

Kirchhoff, Matthias: *Nu merket baz* – Der ›Borte‹, ›Wigalois‹ und die QUEER-Forschung, in: Burrichter, Brigitte [u.a.] (Hrsg.): Aktuelle Tendenzen der Artusforschung, Berlin/Boston 2013 (Schriften der internationalen Artusgesellschaft 9), S. 421–436.

- Kragl, Florian: Die (Un-)Sichtbarkeit des Paratexts. Von einem Prinzip mittelalterlicher Buchgestaltung am Beispiel der ›Herzmaere‹-Überlieferung, in: PBB 138 (2016), S. 390–432.
- von Kralik, Dietrich: ›Der Borte‹ Dietrichs von der Glezze in ursprünglicher Gestalt, in: ZfdA 60 (1923), S. 153–193.
- Kraß, Andreas: Das erotische Dreieck. Homosoziales Begehren in einer mittelalterlichen Novelle, in: Ders. (Hrsg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität, Frankfurt a. M. 2003, S. 277–297.
- Millet, Victor: Märe mit Moral? Zum Verhältnis von weltlichem Sinnangebot und geistlicher Moralisierung in drei mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur, Tübingen 2000, S. 273–290.
- Pabst, Bernhard: Text und Paratext als Sinneinheit? Lehrhafte Dichtungen des Mittelalters und ihre Glossierung, in: Wolfram-Studien 19 (2006), S. 117–145.
- Ragotzky, Hedda/Ortmann, Christa: Minneherrin und Ehefrau. Zum Status der Geschlechterbeziehung im ›Gürtel‹ Dietrichs von der Glezze und ihrem Verhältnis zur Kategorie *gender*, in: Ingrid Bennewitz/Tervooren, Helmut (Hrsg.): *Manlichiu wîp, wîplich man*. Zur Konstruktion der Kategorien ›Körper‹ und ›Geschlecht‹ in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 1999 (Beihefte zur ZfdPh 9), S. 67–79.
- Schnell, Rüdiger: Erzählstrategie, Intertextualität und ›Erfahrungswissen‹. Zu Sinn und Sinnlosigkeit spätmittelalterlicher Mären, in: Wolfram-Studien 18 (2004), S. 367–404.
- Schwarz, Alexander: Leere statt Lehre im Eulenspiegel, in: Daphnis 40 (2011), S. 89–113.
- Tenberg, Reinhard: Die deutsche Till-Eulenspiegel-Rezeption bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Würzburg 1996.
- Ziegeler, Hans Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnerehen, Bispeln und Romanen, München 1985 (MTU 87).
- Zöllner, Sonja: Der Schalk in der entfremdeten Gesellschaft. Dil Eulenspiegel als anachronistische Figur, in: Cramer, Thomas (Hrsg.): Till Eulenspiegel in Geschichte und Gegenwart, Bern [u. a.] 1978, S. 7–28.
- Zotz, Nicola: Sammeln als Interpretieren. Paratextuelle und bildliche Kommentare von Kurzerzählungen in zwei Sammelhandschriften des späten Mittelalters, in: ZfdA 141 (2014), S. 349–372.

**Anschrift des Autors:**

Dr. Matthias Kirchhoff  
Universität Stuttgart  
Institut für Literaturwissenschaft (ILW)  
Abteilung Germanistische Mediävistik  
Keplerstraße 17  
70174 Stuttgart  
E-Mail: [ilwkirch@ilw.uni-stuttgart.de](mailto:ilwkirch@ilw.uni-stuttgart.de)